

Zur Restaurierung der Kapelle St. Augustinus und 14 Nothelfer in Fiesch

Renaud BUCHER

Am Westhang des geschichtsträchtigen Kirch- und ehemaligen Burghügels gelegen, stellt die Kapelle St. Augustinus und 14 Nothelfer ein prägendes Element des Fiescher Siedlungsbildes dar.

In den letzten Jahren verschlechterte sich der Zustand des Gebäudes zusehends, namentlich im Innern, wo Salzausblühungen und abbröckelnder Putz auf das Eindringen von Wasser im Dachbereich sowie auf steigende Grundfeuchte hinwies. Zudem war der anlässlich der letzten Gesamtrenovation von 1931 am Äussern angebrachte Besenwurf aus Zementmörtel dem gesunden Feuchtigkeitshaushalt des Bruchsteinmauerwerks abträglich.

In Anbetracht des teilweise bedenklichen baulichen Zustandes der Kapelle entschloss sich die Burggemeinde von Fiesch als Eigentümerin, den Bau mit Unterstützung von kantonaler und eidgenössischer Denkmalpflege einer umfassenden Restaurierung zu unterziehen. Von seiten des Bundes wurden die Arbeiten von Prof. Dr. Alfred A. Schmid, Präsident der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege, sowie von den Experten Dr. Martin Fröhlich und Amédée Cachin betreut. Norbert Jungsten und der Schreibende begleiteten die Restaurierung auf kantonaler Ebene.

Die Klosterkapelle von Fiesch konnte durch Staatsratsbeschluss vom 8. Juli 1987 unter die vom Kanton geschützten Denkmäler aufgenommen werden. Die Einweihung erfolgte am 28. August 1988.

Zur Geschichte¹

Die Kapelle Gnadenberg geht auf eine Klostergründung durch Pfarrer Peter Murmann von 1339 zurück. Diese erste Niederlassung, ein Augustinerinnenkloster in Ernen, umfasste Haus, Kapelle und Friedhof.

¹ Die folgenden Angaben zu Geschichte und Gebäude der Gnadenbergkapelle stammen im wesentlichen aus: A. Briw, *Aus Geschichte und Brauchtum der Pfarrgemeinde Fiesch*, Visp 1961, S. 74—78, und Walter Ruppen, *Die Kunstdenkmäler des Kantons Wallis*, Bd. II, Basel 1979, S. 364—369.

Aus Platzgründen erfolgte 1343 auf Erlass von Bischof Witschard Tavelli die Verlegung des Klosters nach Fiesch. Die Anlage, bestehend aus der Kirche mit Glockenturm sowie einem Friedhof, erfreute sich nach der Mitte des 14. Jh. einer besonderen Blüte. Nach der allmählichen Verarmung erfolgte 1489 die Aufhebung des Klosters durch Bischof Jost von Silenen und die Übergabe der Einkünfte, Rechte und Güter an die Pfarrkirche Ernen. Die damals als sehr baufällig bezeichnete Klosterkapelle scheint kurz darauf aus Mitteln des Klostervermögens wiederhergestellt worden zu sein, da 1498 hier wieder die Messe gelesen wird.

Ihre heutige Gestalt erhielt die Kapelle in den Jahren 1771/1772 durch Pfarrer Anton Erpen. Unter den späteren Eingriffen zu erwähnen ist die Erneuerung des Daches in Blech (1924), des Bodens und der Bestuhlung (1927) sowie der Eingangstüre (1928). Auf das Jahr 1931 geht die Gesamtrenovation mit der historisierenden Ausmalung des Innern durch Julius Salzgeber zurück.

Die Fiescher Klosterkapelle greift mit verschiedenen Motiven auf ihr Vorbild, die Pfarrkirche von Reckingen, zurück: Besonders hervorzuheben ist die Gestaltung der Westfassade mit der gekappten Giebelspitze, dem achteckigen Okulus und den beiden etwas tieferliegenden Oberlichtern; an den Traufseiten des hohen Schiffes die zwei Lichtgeschosse mit nach oben abnehmender Höhe der Stichbogenfenster. Das Innere der einschiffigen, zweijochigen Kapelle mit eingezogenem, dreiseitig geschlossenem Chor ist — wiederum in Anlehnung an Reckingen — mit einer StICKkappentonne gewölbt und weist im Schiff eine zweizonige Pilastergliederung auf. Beachtenswert ist die Rokoko-Ausstattung mit Hochaltar und zwei Seitenaltären sowie die ländlich geprägten Tafeln von Nothelferzyklus (2. Viertel 18. Jh.) und Kreuzweg (2. Hälfte 17. Jh.).

Der bauarchäologische Befund

Anlässlich der Instandstellung des Bodens, der Anlage des Entlüftungskanaals mit Drainage sowie der grossflächigen Erneuerung des Innen- und Aussenputzes konnte der Bau in den Fundamenten und im Aufgehenden einer kurzen archäologischen Untersuchung unterzogen werden (Büro für Archäologie und Bauuntersuche Hans-Jörg Lehner, Aven).

Beim Innenaushub kamen im Nordwesten des Schiffes ein gemauertes Grab mit den Resten zweier Bestattungen und im Südosten, in Nähe der Chorstufen, ein kleines gemauertes Ossar, ebenfalls mit Überresten zweier Bestattungen, zum Vorschein. Beim Ossar, dessen ehemalige Abdeckung in Form einer Steinplatte fehlte, handelt es sich vermutlich um die Gebeine, die Pfarrer Anton Erpen bei der Wiederherstellung der Kapelle 1771/72 auffand, in eine Truhe sammeln und vor dem Antoniusaltar bestatten liess. Die von Pfarrer Erpen erwähnte kleinere Kapsel mit Schriftstück, die der Bestattung ebenfalls beigelegt wurde, scheint bei einer später erfolgten Öffnung des Ossars entfernt worden zu sein, da sie bereits bei der Erneuerung des Bodens 1927 als vermisst galt. Das Grab im Nordwesten, z.T. auf dem natürlichen Fels aufliegend und ebenfalls ohne die ursprüngliche Abdeckung, zeigt zwei übereinanderliegende Bestattungen. Beim unteren Skelett deuten Holzreste auf das ursprüngliche Vorhandensein eines Totenbrettes bzw.

Sarges hin. Das vollständige Fehlen von Grabfunden und Schichtzusammenhängen erlaubt bisher keine genauere Datierung des Grabes. Aufgrund des Grabtypus ist eine Entstehung im Spätmittelalter, d. h. nach dem Klosterbau von 1343, möglich. Nach der Untersuchung der beiden Gräber wurden sämtliche bei den Aushubarbeiten zutage geförderten Gebeine im Nordwestgrab beigesetzt und mit einer schützenden Schotterschicht zugedeckt.

Bei der Analyse der Fundamente und des Aufgehenden erwies sich, dass die heutige Kapelle drei verschiedene Bauphasen aufweist (s. Pläne):

Von der ersten Phase, die auf den Bau von 1343 zurückgeht, ist der Grundriss fast vollständig erhalten: Während die Seitenmauern des Schiffs dem heutigen Verlauf entsprechen, war der Ursprungsbau im Westen länger und wies eine eigentümlich schräg verlaufende Front auf, die im Südwesten einen spitzen, im Nordwesten einen stumpfen Winkel bildete. In der Fortsetzung der Kapellensüdmauer nach Westen kamen zudem Reste einer Stützmauer zum Vorschein. Der Chor war nicht eingezogen, jedoch bereits polygonal geschlossen. Die Schrägmauern des Chorpolygones scheinen aufgrund der im Norden erhaltenen Überreste des Unterbaus des ersten Chors mit der ehemals breiteren Scheitelmauer einen spitzeren Winkel gebildet zu haben als heute. Die bestehende Chorscheitelmauer, seitlich beschnitten durch die zweite Bauphase, ist bis auf ca. 1 m unter dem aktuellen Dachansatz erhalten und zeigt drei halbkreisförmige Fenster, das mittlere mit ca. 0.55 m, die beiden seitlichen, beschnittenen, mit ca. 1.4 m Scheitelhöhe. An der südlichen Schiffsmauer konnten zudem die Umrisse einer weiteren, zu unbestimmter Zeit zugemauerten Öffnung festgestellt werden. Phase I, im Durchschnitt auf einer Höhe von 1-3 m erhalten, ist durch ein sehr lagenhaft aufgebautes Bruchsteinmauerwerk charakterisiert, das von granitenen Bollensteinen, Lesesteinen und vereinzelt auch von kleineren Kieselsteinen sowie gestellten Platten durchsetzt ist. Der zu Phase I gehörende Putz war nirgends mehr fassbar.

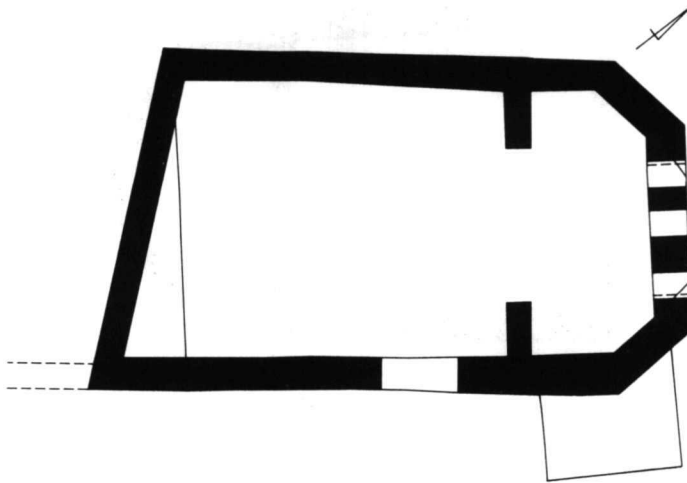


Fig. 1. — Fiesch, Kapelle Gnadenberg. Grundriss des Ursprungsbaus von 1343 mit den Umrisslinien des bestehenden Baus.

In der zweiten Bauphase werden die neue Westmauer sowie — unter teilweiser Übernahme der alten Chorschlussmauer — der eingezogene Polygonalchor errichtet und die Seitenmauern des Schiffs auf dem älteren Unterbau hochgeführt. Den nach Nordosten über die neue Flucht vorspringenden alten Mauerwinkel lässt man als niedrige Geländestützmauer stehen. Die im Zusammenhang mit dem neuen Choreinzug störenden Mauerteile der alten Chorflanken werden vermutlich zu diesem Zeitpunkt abgebrochen. Die Westwand erhält ein später wieder vermauertes Rundfenster über dem heutigen Portal, das aus Phase III stammt. In der seitlich zwar gestrafften, jedoch stehengebliebenen alten Chorscheitelmauer werden die drei Öffnungen vermauert. In der Schiffs-südwand gehört die östliche Leibung samt Bogenansatz einer Fensteröffnung noch in diese Bauetappe, die im Schiff bis etwa auf Höhe des umlaufenden Kranzgesimses erhalten ist und bei den Chorschrägen fast bis auf die Höhe des heutigen Dachansatzes reicht. Das Mauerwerk ist im Unterschied zur ersten Phase nur mehr ansatzweise lagig aufgebaut und mit z.T. grossformatigen Eckverbänden versehen. Im Innern ist der Verputz grossflächig erhalten.

Zur Datierung dieser zweiten Bauphase besitzen wir nur wenige Anhaltspunkte, da sie praktisch keine aussagekräftigen Formelemente aufweist. Wahrscheinlich ist dieser erste Umbau Ende des 15. Jh. anzusetzen. Wie bereits erwähnt, konnte 1498 in der Kapelle wieder die Messe gelesen werden, nachdem das Gebäude bei der Aufhebung des Klosters 1489 als sehr baufällig bezeichnet worden war.

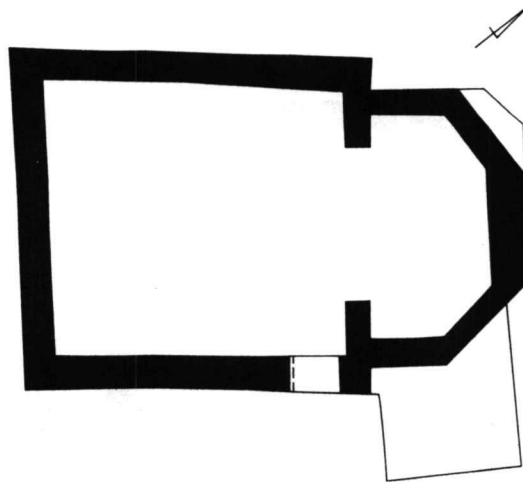


Fig. 2. — Fiesch, Kapelle Gnadenberg. 2. Bauphase (wohl Ende 15. Jh.) mit den Umrisslinien des bestehenden Baus.

Die dritte Bauphase, die der Kapelle ihre heutige Grösse und Gestalt verliehen hat, stammt von 1771/72. Sie umfasst alle bestehenden Öffnungen, die Innen- und Aussengliederung durch Gesims und Pilaster bzw. Lisenen sowie den Anbau der Sakristei im Südosten. Das Bruchsteinmauerwerk zeigt kaum lagenhafte Ansätze. Die Fensterstürze weisen auffallend dünne, gestellte Steinplatten auf.

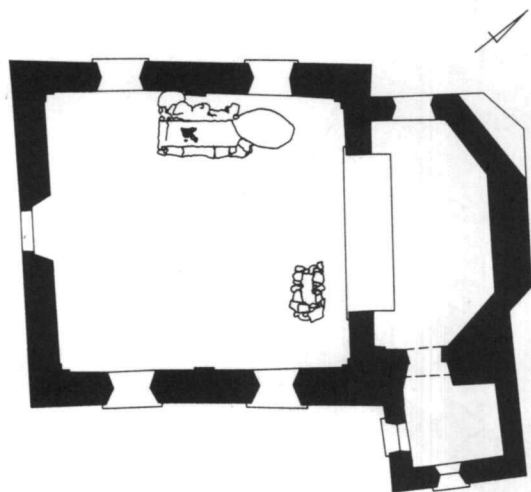


Fig. 3. — Fiesch, Kapelle Gnadenberg.
3. Bauphase von 1771/72
(heutiger Zustand) mit Angabe
der beiden aufgefundenen Gräber.

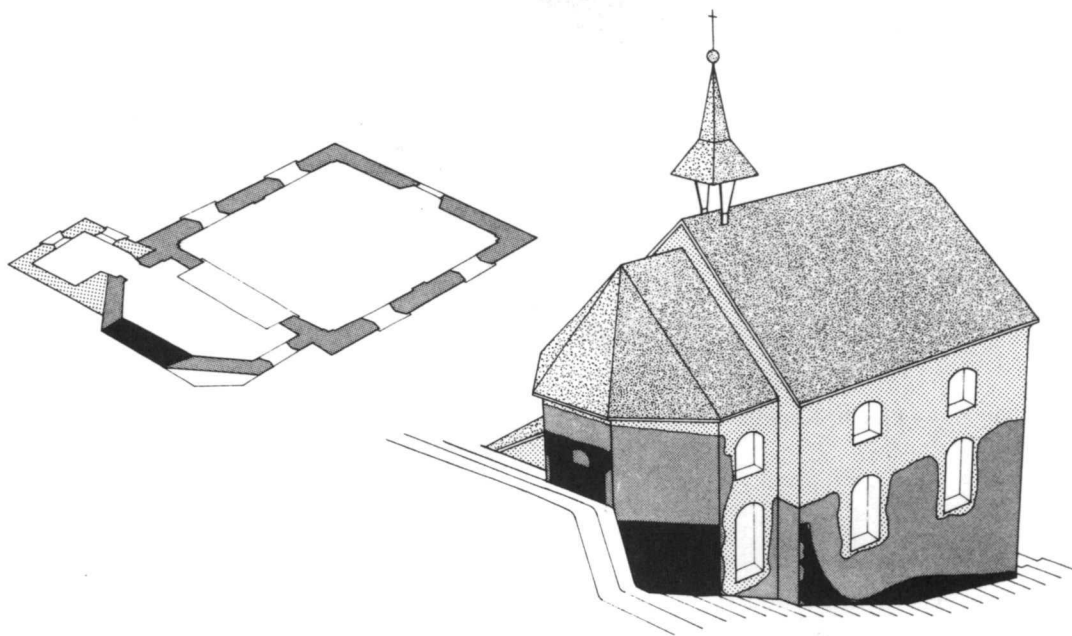


Fig. 4. — Fiesch, Kapelle Gnadenberg. Bauphasenplan und Ansicht von Nordosten aus der Vogelperspektive.

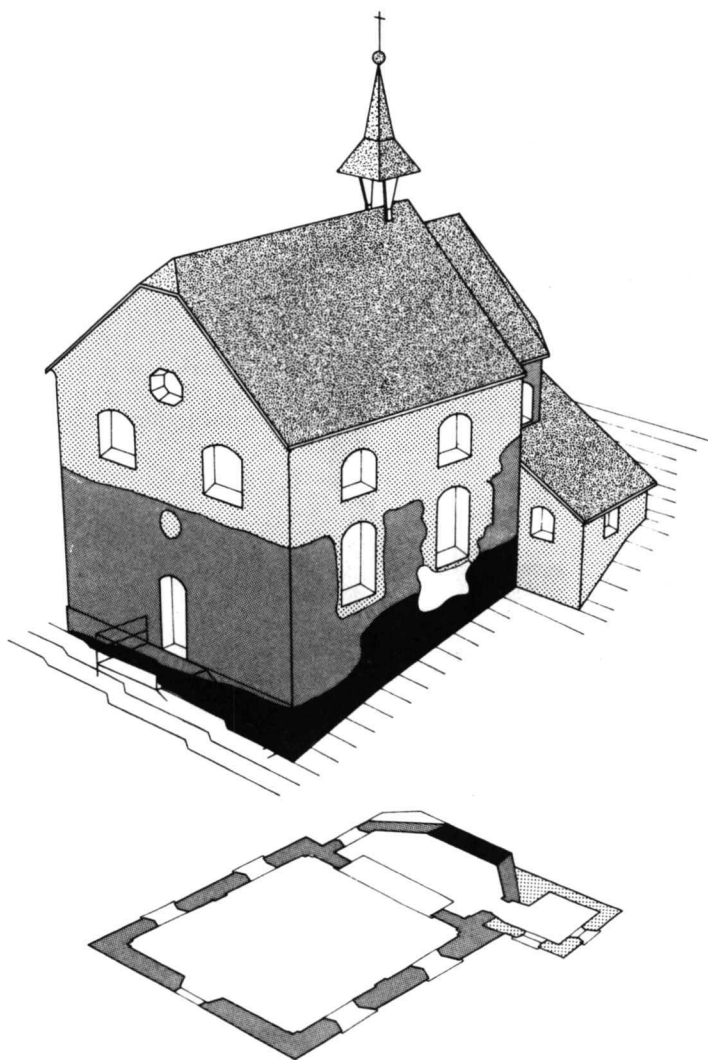


Fig. 5. — Fiesch, Kapelle Gnadenberg. Bauphasenplan und Ansicht von Südwesten aus der Vogelperspektive.

Die zeitlich und örtlich begrenzte bauarchäologische Untersuchung hat sich auf die Kapelle selbst konzentriert. Die Fragen nach Bestand und Ausdehnung der übrigen Klostergebäude, des Friedhofs und der Umfassungsmauern blieben somit gänzlich ausgeklammert.



Abb. 1. — Fiesch, Kapelle Gnadenberg. Innenansicht gegen Osten. Zustand vor der Restaurierung.



Abb. 2. — Fiesch, Kapelle Gnadenberg. Innenansicht gegen Osten. Zustand nach der Restaurierung.



Abb. 3. — Fiesch, Kapelle Gnadenberg.
Ansicht von Südwesten nach der Restaurierung.

Die Restaurierung

Von Anfang an war klar, dass die Restaurierung der Kapelle in der Wiederherstellung des Zustandes von 1771/72 zu bestehen hatte und dass in diesem Zusammenhang die formal bescheidenen Überreste der Vorgängerbauten zu dokumentieren, nicht jedoch zu zeigen waren.

Das Äussere war wegen des bestehenden Zementbewurfs gänzlich neu auf Kalkbasis zu verputzen. Der Dachstuhl, abgesehen von kleineren Wasserschäden auf der Südseite in gutem Zustand, erforderte lediglich geringfügige Reparaturen. Das Dach erhielt über dem neu isolierten Gewölbe eine neue Schalung und ein mit Brettschindeln gedecktes Doppeldach, das die Blechhaut von 1924 ersetzte. Die neuen, isolierverglasten Fenster mit aussen angebrachter Bleiverglasung halten sich formal an die nicht mehr verwendbare alte Befensterung.

Die Untersuchung der Farbfassungen des Innenraums (Restaurator Walter Furrer, Brig) ergab, dass sie alle mit dem Bau von 1771/72 in Zusammenhang stehen. Anhaltspunkte zur Ausmalung der Vorgängerbauten konnten keine gewonnen werden. Zudem war 1931 der Bestand an altem Kalkputz vor dem grossflächigen Auftragen eines Zementbewurfs stark dezimiert worden. Die Sondierungen konzentrierten sich aus diesem Grunde auf die umlaufende Gesimszone, den Obergaden sowie die Gewölbe. Im wesentlichen konnten vier, an Teilen der Schiffsstirnwand und in der Gesimszone fünf verschiedene Farbschichten unterschieden werden. Der recht fragmentarische Erhaltungszustand erlaubte es jedoch nicht, eine der Farbfassungen freizulegen und zu ergänzen bzw. zu rekonstruieren. Aus diesem Grunde entschied man sich, das Innere in einem gebrochenen Kalkweiss zu halten, was auch die reiche Innenausstattung vermehrt zur Geltung kommen lässt. Die ursprüngliche Ausmalung von 1771/72, soweit sie noch erfasst werden konnte, gestaltete sich folgendermassen: Chorgewölbe blau und hellgrau, Chorbogenstirn beige lasiert, Obergaden und Schiffsgewölbe hellblau, Gesimszone beige mit smalteblauem Fries.

Die zweite Fassung war im Chorgewölbe blau und mittelgrau mit ockerroten Gewölbegraten, Obergaden und Schiffsgewölbe graubraun, mit dunkler begrenzten blauen Fensterumrandungen, Gesimszone mit hellblauem Fries. An der südlichen Chorbogenleibung konnten zudem Teile eines marmorierten, in Seccotechnik gemalten Wandfeldes freigelegt werden, das zur zweiten, wohl ins beginnende 19. Jh. anzusetzenden Fassung gehören dürfte. Zur gleichen Ausmalung wird auch die Darstellung des Hl. Geistes in Form einer auf Wolken schwebenden Taube im konkav begrenzten Vierpassmedaillon der Chorarmtonne zu zählen sein. Der relativ gute Erhaltungszustand der al secco gemalten Taube erlaubte deren Freilegung und Retuschierung.

Die nächstfolgende, wohl aus der 2. Hälfte des 19. Jh. stammende dritte Fassung gestaltet das Chorgewölbe beige, mit grauer Chorbogenstirn. Der in einem Grünton gehaltene Schiffsraum zeigt, ähnlich der vorhergehenden Fassung, dunkel gerahmte blaue Fensterumrandungen. Das Fries ist rosa-violett. Die zur zweiten Fassung gehörende Marmorierung der Chorbogenleibung wird durch ein ähnlich gestaltetes, nun durch einen gemalten Scheinrahmen begrenztes, ebenfalls marmoriertes Wandfeld ersetzt.

Innen musste wegen der starken Feuchtigkeitsschäden grossflächig abgeputzt und neu verputzt werden. Lediglich oberhalb des Gesimses und an Teilen

der Giebelwände konnte der alte Putz gehalten werden. Über dem neu eingezogenen Betonboden besserte man den Holzboden aus und bei den mit einer Heizung versehenen Bänken erhöhte man durch kleine Eingriffe den Sitzkomfort. Die alten Bodenplatten in der Mittelallee sowie im Vorchor- und Chorbereich wurden neu verlegt. Aus liturgischen und praktischen Gründen hob man die unter der Chorbogentonne gelegene Stufe auf und zog sie zu der bestehenden dreistufigen Treppe unter dem Chorbogen vor.

Gemälde. Nothelferzyklus, bestehend aus 14 Dreiviertel- und Halbfigurenbildnissen. 2. Viertel 18. Jh., Öl auf Leinwand. Unter den drei in Blau- und Grautönen gehaltenen Übermalungen kamen auf etwa der Hälfte der Bilderrahmen Reste der ursprünglichen Zinnoberrotfassung mit schwarzer Marmorierung zum Vorschein. Die Rahmen mussten vor dem Aufgrundieren der Farbausbrüche neu in Gehrung geschnitten und verleimt werden. Der rahmende Innenstab wies unter zwei gelben Übermalungen Reste einer Polimentvergoldung auf. Angesichts der Einheitlichkeit des Bildzyklus entschloss man sich, die ursprüngliche Marmorierung freizulegen und zu restaurieren und dort, wo sie nicht mehr vorhanden war, zu rekonstruieren. Auf die Polimentvergoldung des Innenstabs wurde aufgrund des befriedigenden Erhaltungszustandes der bestehenden Fassung verzichtet. Die mittels Holzdübeln auf stark zerstörten Spannrahmen befestigten Bilder mussten randdubliert und auf neue Keilrahmen aufgezo-gen werden. Bei den teilweise gerissenen Bildnissen der Hll. Eustachius und Achatius erwies sich nach der Planierung eine Dublierung als notwendig. Die zahlreich vorhandenen Farbausbrüche wurden aufgründert und retuschiert.

Der Kreuzweg aus der 2. Hälfte des 17. Jh., in Mischtechnik auf Leinwand ausgeführt und mit den blau marmorierten Originalrahmen versehen, befand sich, abgesehen von der starken Verschmutzung, in relativ gutem Zustand. Nach dem Richten und teilweisen Neuverleimen der Rahmen wurden die Bilder nachgespannt. Die bekrönenden Kreuzchen, eine spätere Zutat, in schwarzer Ölfarbe bemalt und mit Kreuzarmenden in unechter «Ölvergoldung» versehen, mussten abgenommen und neu verleimt und befestigt werden. Die schwarze Deckfarbe ersetzte man durch eine den bestehenden Rahmen entsprechende blaue Marmorierung, während die kugelförmig ausgebildeten Abschlüsse der Kreuzarme mit einer echten «Polierbronze» ergänzt wurden.

Darbringung Jesu im Tempel. 2. Hälfte 17. Jh., Mischtechnik auf Leinwand. Bei den mit Akanthuspalmetten beschnitzten, gelüsterten und vergoldeten Originalrahmen wurden die Fehlstellen gekittet und ergänzt und das Leinwandbild randdubliert zwecks Aufspannen auf einen neuen Keilrahmen. Dieser ersetzte den alten, stark vom Holzwurm befallenen Rahmen. Beim Bild Kittung und Retuschierung der Farbausbrüche und Anbringen eines Dammarharz-firnisses.

Maria vom Sieg. Mitte 18. Jh., Öl auf Holz. Ergänzung des teilweise fehlenden Akanthusschnitzwerks am Rahmen. Auf dem Bild Entfernen der älteren, z.T. stark vergilbten Firnisse und einer hartnäckig haftenden Schmutz-schicht, Grundierung und Retuschierung der Farbausbrüche. Dammarharz-firnis.

Kruzifix mit kniender Magdalena. Anfang 19. Jh., Öl auf Leinwand. Nach dem Entfernen des vom Holzwurm stark zerstörten Spannrahmens Planierung

der Leinwand auf dem Heiztisch. Randdublierung und Aufspannen auf einen neuen Keilrahmen. Kitten und Retuschieren der Fehlstellen und Farbausbrüche. Auftragen eines Damarharzfirnisses. Reinigen des Bildrahmens.

Altäre. Der wohl aus der Zeit des Kapellenbaus von 1771/72 stammende Hochaltar der Muttergottes vom Rosenkranz mit älteren, teilweise ins 17. Jh. zurückreichenden Skulpturen ist, wohl 1933, fast vollständig übermalt worden. Das gleiche Schicksal haben auch die beiden Seitenaltäre von 1787 (das rechte Altarblatt datiert) erleiden müssen. Bei der Restaurierung, die in der Freilegung, Wiederinstandstellung und teilweisen Ergänzung der ursprünglichen Fassung bestand, verursachte der z.T. sehr starke Befall des Hauptaltars durch Anobien bedeutende Schwierigkeiten. Nach der Begasung und Tränkung im Tauchverfahren der befallenen Partien mussten die anschliessenden Festigungsmassnahmen, namentlich bei den besonders stark in Mitleidenschaft gezogenen Säulen, mehrmals wiederholt werden. Die durch den Befall entstandenen bedeutenden Hohlräume mussten aufgerissen, mit Kitt aufgefüllt und anschliessend mit einer Kreidegrundierung versehen und neu gefasst werden. Beim hölzernen Antependium erlaubten die wenigen noch vorhandenen Reste der Originalfassung und der Umstand, dass der Abdruck der ursprünglichen Ornamente auf der Holzoberfläche sichtbar geblieben war, eine Rekonstruktion des originalen Dekors.

Bei den Seitenaltären erwies sich, dass durch nachhaltig einwirkende Feuchtigkeit die Kreidegrundierungen teilweise zersetzt und abgebaut, d.h. gelb verfärbt, waren. Die verfaulten Partien mussten nach erfolglosen Festigungsversuchen entfernt und neu aufgründiert werden. Die Fehlstellen der von späteren Grundierungen und Übermalungen befreiten Statuen wurden nach Originalbefund ergänzt. Die gut erhaltenen Inkarnatfassungen liessen sich, wie beim Hochaltar, mittels Tempera und Firnis retuschieren. Bei den marmorierten Teilen war die Originalfassung grösstenteils verblichen. In Anbetracht der abgebauten Kreidegrundierung und aus Sicherheitsgründen gelangte ein spannungsfreies Bindemittel zur Anwendung. Die Marmorierung ergänzte man mit Acryl und überlasierte sie anschliessend. Die beiden Altarblätter liessen sich durch eine Reinigung und anschliessende Retuschierung der Fehlstellen instandsetzen.

Architekt: Heinz Imhasly, Fiesch.

Restauratoren: Walter Furrer, Brig (Altäre und Skulpturen, Farbsondierungen Innenraum); Kunstgewerbe Mutter, Naters (Bilder).

Abbildungsnachweis:

Heinz Preisig, Sitten: Nr. 1.

Amt für Denkmalpflege, Sitten: Nr. 2, 3.